

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 42 (1963)
Heft: 6

Artikel: Kurt Tucholsky : ein Gewissen, das niemals schlief
Autor: Schelker, Markus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-337461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Laufe der Inflation gerieten die Kaiser-Wilhelm-Institute in Abhängigkeit vom Staat, und als 1933 Hitler an die Macht kam, unterstand somit der Nichtarier Fritz Haber den neuen Beamtenengesetzen. Damit wurde Haber eine ausgesprochen tragische Figur, hatte er doch wesentlich zu der Machtfülle des Chemiekapitals beigetragen, die maßgeblich an der Machtergreifung der NSDAP mitschuldig war und nun in ihren antisemitischen Konsequenzen ausgerechnet ihn traf. Zwar sprach Haber in seinem Rücktrittsgesuch vom 30. April 1933 noch von der «großen nationalen Bewegung». Die letzten Illusionen über das Wesen dieser Bewegung dürften die Ausführungen des nationalsozialistischen Erziehungsministers Rust beseitigt haben:

«Wir müssen in Zukunft einen arischen Nachwuchs an den Universitäten haben, sonst werden wir den Anschluß verlieren.»

Fritz Haber fand schließlich, schon ein schwerkranker Mann, in Cambridge Zuflucht. Er verstarb aber schon 1934 auf einer Reise in Basel. Der Verein Deutscher Chemiker forderte seine Mitglieder auf, an der am 26. Juni 1934 abgehaltenen Feier zum Gedächtnis des großen Meisters *nicht* teilzunehmen. Fritz Haber war, wie viele andere Wissenschaftler, der kapitalistischen Klasse zum Opfer gefallen, der er sein ganzes Leben lang treu gedient hatte.

MARKUS SCHELKER

Kurt Tucholsky - ein Gewissen, das niemals schlief

Als Kurt Tucholsky am 21. Dezember 1935 in Schweden freiwillig aus dem Leben schied, hatte sich in seiner deutschen Heimat jenes blutige Gewitter voller Flitter und teuflischer Bosheit entladen, dessen Anzeichen er schon sehr früh erkannt und vor dem er gewarnt hatte.

Als glänzender Polemiker und als feinfühligster Dichter hatte er während der Jahre des Ersten Weltkrieges und zur Zeit der Revolution gekämpft gegen das blecherne Pathos des Krieges, gegen die fette Genügsamkeit Weniger und gegen den Hunger und die blutenden Wunden der Masse. Die Gedichte und Glossen jener Zeit sind getragen von einem Glauben an eine neue, bessere Welt.

Resigniert und verbittert, ohne Hoffnung und verstoßen – er wurde 1933 ausgebürgert – verbrachte Kurt Tucholsky die letzten Jahre seines Lebens in Schweden. Er schwieg und sah dieses Schweigen als letzte Stufe einer Treppe an, deren erste Stufe das Sprechen und deren zweite Stufe das Schreiben darstellt. Diese Treppe wollen wir nun hinuntersteigen, um dem Sprechenden und

schreibenden Tucholsky zu begegnen, dem Tucholsky, wie wir ihn aus seinen Satiren, Gedichten, Schnipseln, Feuilletons, Chansons und Novellen kennen.

In einem massigen, Wohlstand und geschäftliche Energie verratenden Bürgerhaus Berlins kommt Kurt Tucholsky am 9. Januar 1890 zur Welt, als Sohn des jüdischen Kaufmanns Alex Tucholsky und dessen Frau Doris. Seine Kindheit verbringt der kleine Kurt teils in Stettin an der Ostsee, teils in Berlin. Die Schulzeit wird für den jungen Tucholsky zu einer Periode andauernder Opposition, über die er sich 1925, als er bereits ein bestbekannter Schriftsteller geworden ist, nicht gerade sehr schmeichelhaft äußerte: Ich denke nicht mit Haß an meine Schulzeit zurück – sie ist mir völlig gleichgültig geworden. Schultragödien haben wir nie gehabt, furchtbare Mißstände auch nicht. Aber schlechten Unterricht. Schon früh zeichnet sich Tucholskys schöpferische Begabung ab. Gedichte und Schulaufsätze des Zehn- bis Zwölfjährigen verraten sein Talent.

Mit siebzehn Jahren veröffentlicht er in der humoristisch-satirischen Zeitschrift «Ulz» seinen Erstling, eine Glosse über die kulturellen Ansichten des Kaisers. Damit ist gewissermaßen der Startschuß gefallen. Es folgen verschiedene Glossen und Skizzen politischer und kulturkritischer Tendenz. Doch ist es nicht Tucholskys Journalistik, die ihn 1912 zum erstenmal einer breiten Öffentlichkeit bekannt macht, sondern ein kleines, bei Axel Juncker erschienenes Bändchen: «Rheinsberg – ein Bilderbuch für Verliebte.» Rheinsberg ist eine Liebesgeschichte ohne Schlagsahne und Zuckerguß, die aber auch nicht ins andere Extrem fällt: in tiefeschürfende Grübeleien über die philosophisch-psychologischen Zusammenhänge in der Erotik; Rheinsberg ist eine Darstellung natürlicher Lebensfreude, aufgezeichnet auf einem feinen Schleier milder Ironie.

Unter den Pseudonymen Peter Panter und Teobald Tiger verhilft Kurt Tucholsky der von Siegfried Jacobsohn herausgegebenen Zeitschrift «Schaubühne» zu größerer Verbreitung. Gleichzeitig findet der blutjunge Tucholsky in Jacobsohn einen um zehn Jahre älteren Betreuer und Ratgeber, mit dem ihn bis zu dessen Tod eine tiefe Freundschaft verbindet.

Tucholsky schreibt neben seinen freien Beiträgen hauptsächlich Buchbesprechungen und Theaterrezensionen, und zwar als Peter Panter. Er gilt bald als einer der bedeutendsten Kritiker.

Die letzten Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die radikalen Umwälzungen, die er in sich barg, sind eine Zeit geistiger Auseinandersetzungen, die nicht durch ein leidendes Volk hervorgerufen worden sind, sondern ein rein intellektuelles Dasein fristen.

Man streitet sich über Theaterstücke und politische Grundsätze, doch nicht um Brot. Die ideologische Produktivität jener Zeit ist verbunden mit einer

politischen Passivität. Dies war auch die Situation innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, der Tucholsky nicht ganz zu Unrecht vorwirft, sie sei zu wenig radikal. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges reißt die Menschen aus ihrer Lethargie heraus in einen Strudel von blindem Patriotismus, der schließlich nach einigen Kriegsjahren im Blut der Schützengräben in eine blinde, hoffnungslose Verzweiflung umschlägt.

Für Kurt Tucholsky wird der Krieg zu einem Schmelztigel seines vielfältigen Ichs. Aus dem geistreichen Spötter und Bewunderer der Vorkriegszeit entwickelt sich ein Ankläger gegen den Krieg und gegen die Gesellschaft, die diesen Krieg gewollt hat.

Uns Junge hat es mitgerissen –
wir stehen draußen so im Feld
wir glaubten schon, zu halten und zu wissen
und da versank die Welt

schreibt er 1915. Auch in diesen Zeilen kommt deutlich die Zurückhaltung zum Ausdruck, mit der Tucholsky seine Gefühle und Gedanken in Verse münzt. Ist es eine gewisse Scheu des Dichters, aus seinem Werke einen Spiegel seiner selbst zu machen?

Die letzten beiden Jahre verbringt der inzwischen zum Dr. iur. promovierte Tucholsky relativ gemächlich als Schreibstubenunteroffizier im Balkan. Dort findet er genügend Zeit, um über sich und die Welt nachzudenken – und zu schreiben. Man könnte diese Zeit der Muße als Stille vor dem Sturm bezeichnen, vor dem Sturm der Revolution und der jungen Republik. Diesen Sturm macht Tucholsky nicht als Betrachter und Kritiker mit, sondern als Kämpfer, der seine Geistesblitze schleudert in die Kreise der fetten Bürger, in jene Klasse, die den Krieg geführt und an ihm verdient hat. Tucholsky macht sich zum Kampfgenossen jener Menschen, mit denen die Kriegszeche bezahlt wurde.

Als Kaspar Hauser – dem vierten im Pseudonymbunde – verfaßt er eine Reihe Pamphlete und Gedichte, die gleichermaßen erfüllt sind von Verachtung für Militarismus und preußischen Kastengeist wie von tiefer Sympathie für das Proletariat. Tucholsky entschließt sich, zum einzigen Mal in seinem Leben, sich einer Partei anzuschließen: er wird Mitglied der USPD (unabhängige Sozialisten), der er bis zu ihrer Wiedervereinigung mit der SPD angehört. Tucholsky ist, obwohl er den Marxismus kannte und sich auch für die Schriften Lenins begeistert, nie ein Anhänger eines dogmatischen Sozialismus gewesen. Sein Sozialismus fußt nicht im abstrakten Gedankengebäude einer materialistischen Ideologie, ist nie einem Parteiapparat verpflichtet, sondern die notwendige Konsequenz seines kompromißlosen Solidaritätsgefühls mit

den Notleidenden und Entrechteten. Dieses Solidaritätsgefühl kommt am besten in Tucholskys Kampf gegen die reaktionäre Justiz zum Ausdruck, die den Mordbuben der extremen Rechten gegenüber eine republikmörderische Milde an den Tag legt, um dafür gegen Demonstranten der Linken mit Bluturteilen um sich zu werfen, die zu den größten Schandmalen der deutschen Justiz gehören. Mit flammenden Nekrologen setzt Kurt Tucholsky den Ermordeten der Linken, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Haase und anderen ein literarisches Denkmal.

Die ersten Jahre der jungen Republik wirkt Tucholsky als Kämpfer an der politischen Front der Publizistik, voller Hoffnung auf eine neue Welt, zu deren Entstehung er beizutragen hofft. Doch bald muß er sich resigniert eingestehen, daß sein Kampf ein vergebliches Anrennen gegen die Mauer von Uneinsichtigkeit und Machtgier darstellt. Tucholsky verläßt 1924 Deutschland, um sich als Korrespondent der *«Weltbühne»* und der linksliberalen *«Vossischen Zeitung»* nach Paris zu begeben. Er lernt ein Frankreich kennen, in dem die Demokratie gerade recht hoch im Kurs steht. Vor allem findet er auf ausgedehnten Reisen Gelegenheit, *«Land und Leute»* im weitesten Sinn des Wortes kennenzulernen. Der dichtende Tucholsky, der während der letzten Jahre ein Aschenbrödeldasein neben dem politischen Publizisten Tucholsky geführt hat, kommt wieder zu Rang und Ehren. Es entstehen Prosastücke, literarische Skizzen, leicht hingeworfen von einer eigenwilligen Hand. Mit seinem Reisebericht *«Ein Pyrenäenbuch»* gelingt ihm eine literarische Landkarte von einer seltenen Grazie. Auf satirischer Ebene hat Tucholsky einen neuen Typ entdeckt: den deutschen Spießer in allen Schattierungen. Mit der Glossenfigur des Herrn Wendriner nimmt er den Typ des ängstlichen *«unpolitisch»*-wetterwindigen *«selbständigen Kaufmanns»* aufs Korn und leuchtet hinein in das hektisch-blasiierte Leben ohne Profil dieser Leute. Schonungslos geht Tucholsky mit dem Militär ins Gericht. Er beschreibt die Blutäcker vor Verdun mit harter Offenheit und rüttelt an den Planken der Plattform des Kadavergehorsams, der er jede Existenzberechtigung abspricht.

In seinem Kampf gegen den Militarismus spürt man Tucholsky noch immer ein gewisses Pathos an, das er auf der übrigen politischen Ebene schon längst aufgegeben hat.

Mit milde scheinender, aber ätzend wirkender Ironie äußert sich Tucholsky über die sterile politische Betriebsamkeit von Parteien und Zeitungen der Weimarer Republik. Sein Standort in den zwanziger Jahren läßt sich nicht so leicht angeben. Er muß irgendwo zwischen bedauernder Resignation und dumpfer Hoffnungslosigkeit liegen.

Es wäre am Thema vorbeigeschrieben, würde man es unterlassen, Kurt Tucholskys auch als Bänkelsänger zu gedenken. Seine Chansons, die zum großen Teil in der Ursprache des Kabarets, im schnauzigen Berliner Idiom

abgefaßt sind, zählen zu den schönsten und nuanciertesten Beispielen deutscher Couplets und gelten bis heute als Vorbilder für manchen Kabarettisten. 1926 stirbt Jacobsohn, der Herausgeber der «Weltbühne», und Tucholsky wird zu seinem Nachfolger ernannt. So muß er vorübergehend Abschied nehmen von Paris, um sich in Berlin seiner neuen Aufgabe zu widmen. Er findet sich in den vielen geregelten Notwendigkeiten eines Redaktionsbetriebes nicht zurecht. Nach einigen Monaten kann er das nur mit Widerstreben angenommene Amt in die Hände des für diese Aufgabe besser geeigneten *Carl von Ossietzky* legen. Das in mancher Hinsicht so verschiedene Zweigestirn Tucholsky–Ossietzky gibt in Zukunft der «Weltbühne» das Gepräge: Ossietzky als scharfsinniger Leitartikler, Tucholsky als satirischer Prophet. Nach einer langen Reise durch die Ostseegebiete kehrt Tucholsky wieder nach Paris zurück. In Deutschland wächst sein Erfolg von Tag zu Tag. Rowohlt verlegt Sammelbände seiner Schriften, die reißenden Absatz finden. Tucholsky könnte mit sich und seiner Arbeit zufrieden sein. Doch er fühlt, daß er wohl Erfolg hat, doch nicht imstande ist, den Lauf der Dinge zu verändern, die er kommen sieht.

Trotzdem er sich über den Charakter Hitlers und seiner Vasallen durchaus im klaren ist, zieht er nicht mit Feuer und Schwefel gegen den Nationalsozialismus los.

Er kämpft mit dem leichten Florett des Geistes gegen die Brandung des Ungeistes. Sein «Schulaufsatz» «Hitler und Goethe» stellt ein Meisterstück der Verhöhnung des geistigen Barbarentums des Nationalsozialismus dar.

Im ständigen Erstarken der KPD sieht Tucholsky eine Gegenbewegung zum Nationalsozialismus. Tucholsky weiß um die schweren Unzulänglichkeiten des Kommunismus. Er ist viel zu sehr Individualist, als daß er sich hätte dieser Partei anschließen können. Trotzdem nimmt er in den letzten Jahren der Weimarer Republik Fühlung mit den Kommunisten auf und veröffentlicht zahlreiche seiner Gedichte und Pamphlete in kommunistischen Blättern. Doch Kommunist ist Tucholsky nie gewesen, nicht zuletzt auch deshalb, weil sich seine Welt niemals in der Starre eines zum Gesetz erhobenen Materialismus unterbringen ließe. Seine Sympathie gilt den Arbeitern, die sich in ihrer Verzweiflung an diese Partei klammern, und nicht der Partei selbst, welcher Tucholsky ironischerweise den Ausspruch in den Mund legt:

«Schade, daß Sie nicht in der Partei sind – dann könnte man Sie jetzt ausschließen.»

Tucholsky lebt sich immer mehr von Deutschland weg. 1929 verlegt er seinen ständigen Wohnsitz nach Hindas in Schweden.

Noch einmal läßt Tucholsky den Dichter in sich zum Wort kommen mit dem Meisterwerk «Schloß Gripsholm». Dieses 1931 erschienene Werk ist eine

empfindsame Schilderung eines Ferienaufenthaltes in Schweden, in der ein Mensch so vieles über Menschen sagt, so vieles mit einer so unmittelbaren Melodie des Erlebten . . .

Tucholsky findet keine Ruhe. Er reist häufig, besucht mehrmals die Schweiz. Immer wieder zieht es ihn nach Paris, das schon Heines geistige Heimat war, mit dem Tucholsky nicht selten verglichen wird. Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich, er muß sich verschiedenen Operationen unterziehen. Immer seltener ist seine Stimme in der «Weltbühne» zu vernehmen. Auch jetzt greift er kaum ein in den Kampf gegen den Nationalsozialismus. Er verachtet dieses System und schweigt völlig, nachdem es sich 1933 zum offiziellen Deutschland erklärt hat.

Tucholsky hätte die Möglichkeit gehabt, seine Stimme im Ausland weiterhin in den Organen der Emigranten oder in Schweizer Blättern zu erheben. Die Bücherverbrennung stempelt ja auch ihn zum geistigen Märtyrer. Doch gerade das will Tucholsky nicht sein, weil ihm jedes Heroentum – auch die Verherrlichung des geistigen Leidens und der Emigration – zuwider ist. Er bleibt einsam, allein mit seinen Gedanken. Er glaubt, am Ende eines Weges zu sein, der ihn nicht zum Ziel geführt hat. Er nimmt Gift. Nun ruht er schon 27 Jahre in Schwedens Erde, in Mariefred bei Schloß Gripsholm.

Kurt Tucholsky ist gestorben, doch er wird niemals tot sein.

CHRONIK DES MONATS

VON DR. MARCEL BERTSCHI

Innenpolitik

Am 26. Mai verwarfen die Stimmberechtigten der Schweiz, von denen lediglich 47,8 Prozent die Urnen aufgesucht hatten, die Atominitiative II der SPS, die eine allfällige Bewaffnung der Schweizer Armee mit Atomwaffen obligatorisch der Volksabstimmung unterwerfen wollte, mit 273 355 Ja gegenüber 450 488 Nein. 4½ Stände (Genf, Waadt, Neuenburg, Tessin und Baselstadt) nahmen die Initiative an, die andern 17½ Stände verwarfen sie. Interessanterweise ergab die Abstimmung, daß jene Kantone, die die Anschaffung von Atomwaffen in der Kompetenz des Parlamentes und des Bundesrates belassen wollten, auch gegen das Frauenstimmrecht sind! (Baselstadt hatte damals das Frauenstimmrecht ganz knapp verworfen.)